

Marianne Bechhaus-Gerst u. Reinhard Klein-Arendt Hg., **Die (koloniale) Begegnung. AfrikanerInnen in Deutschland 1880–1945. Deutsche in Afrika 1880–1945.** Frankfurt a. M.: Peter Lang 2003, 332 S., 7 Abb., EUR 49,90, ISBN 3-631-39175-7.

Birthe Kundrus, **Moderne Imperialisten. Das Kaiserreich im Spiegel seiner Kolonien.** Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2003, 339 S., EUR 34,90, ISBN 3-412-18702-X.

Birthe Kundrus Hg., **Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus.** Frankfurt a. M./New York: Campus 2003, 327 S., 33 Abb., EUR 34,90, ISBN 3-593-37232-0.

Rosa B. Schneider, „Um Scholle und Leben“. **Zur Konstruktion von „Rasse“ und Geschlecht in der deutschen kolonialen Afrikaliteratur um 1900 (Perspektiven Südliches Afrika; 1).** Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel 2003, 295 S., 14 Abb., EUR 19,90, ISBN 3-86099-311-9.

Die (westdeutsche) Geschichtsschreibung zum deutschen Kolonialismus hat lange eine randständige Existenz geführt und ist von der so genannten allgemeinen Historiographie zur deutschen Geschichte nur partiell rezipiert worden. In den letzten Jahren jedoch kam es zu einem reziproken Austausch und zu einer Aufweichung der intradisziplinären Grenze. Die zahlreichen Konferenzen und Publikationen im Bereich der jahrzehntelang vernachlässigten Geschichte des deutschen Kolonialismus bezeugen ein nunmehr überkommenes Forschungsdesiderat. Für diese Veränderung sind zwei Gründe ausschlaggebend. Zum einen hat sich im Zuge der neueren Nationen- und Nationalismusforschung, die meist auf der Grundlage der von Benedict Anderson vorgeschlagenen Formel der „Imagined Communities“ die diskursiven und symbolischen Herstellungsprozesse der Nation analysiert,<sup>1</sup> auch das wissenschaftliche Interesse den peripheren „Randgebieten“ der Nation zugewandt und damit die Kolonien in ihrer Bedeutung für das nationale Projekt in den Blick genommen. Zum anderen ergänzt das Postulat der *Post Colonial Studies*, die Interdependenzen zwischen „Metropole“ und „Peripherie“, zwischen kolonisierenden und kolonisierten Ländern stärker in den Vordergrund zu stellen, die neuere Nationenforschung auf theoretischer und methodischer Ebene. Die hier besprochenen Untersuchungen zur deutschen Kolonialgeschichte revidieren explizit die bisherige Einschätzung, dass das koloniale Unterfangen Deutschlands politisch unbedeutend war und aufgrund der relativ kurzen Dauer des Kolonialbesitzes keine mittel- und langfristigen Folgen für die Vorstellung von der deutschen Nation ausgelöst habe. Sie unterstreichen die Bedeutung, welche die Kolonien und die damit verbundenen Imaginationen in der Zeit des Kolonialismus und des Postkolonialismus nach 1918 für die Selbstbeschreibungen insbesondere der bürgerlichen Schichten gehabt haben. Über eine rein politikgeschichtliche Korrektur hinausgehend vermeidet ein kulturhistorischer Zugang, der sich mit der Bedeutung von Phantasien, von Literatur, Kolonialkultur und Mentalitäten befasst und

---

1 Benedict Anderson, *Imagined Communities. Reflections on the Origins and Spread of Nationalism*, London 1983 (dt. *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, 1996).

diese „als Ausdruck von Erwartungen, Sehnsüchten, Enttäuschungen und Befindlichkeiten ihrer Protagonisten und Protagonistinnen“ (Kundrus, *Imperialisten*, 15) versteht, die alleinige Betonung des kolonialen Herrschaftsverhältnisses. Mit dem Verweis auf „Austausch und Hybridisierung“ (Kundrus, *Phantasiereiche*, 9) werden aus einer kulturhistorischen Perspektive Herrschaftsverhältnisse zwischen Kolonialisierenden und Kolonisierten zwar nicht geleugnet, jedoch betont dieser Ansatz die Notwendigkeit der permanenten Herrschaftsversicherung, von Grenzüberschreitungen und Uneindeutigkeiten, die das dualistische Schema der kolonialen Ideologie in Theorie und Praxis immer wieder in Frage stellten.

Die hier besprochenen Untersuchungen nähern sich dem Thema aus unterschiedlichen disziplinären Richtungen. Rosa Schneiders literaturwissenschaftliche Dissertation *Um Scholle und Leben*, die 2001 an der Universität Greifswald angenommen wurde, untersucht am Beispiel von autobiographischen Schriften und fiktiver Afrikaliteratur von adeligen und bürgerlichen Frauen, wie sich um die Jahrhundertwende der Zusammenhang von Nation und Geschlecht in den kolonialen Entwürfen der Autorinnen widerspiegeln. Die Kolonie „Deutsch-Südwestafrika“ steht im Mittelpunkt ihrer Analyse. Dem „Mantra“ (Joan W. Scott) von Rasse, Klasse und Geschlecht entkommt Schneider, indem sie die von ihr in den Vordergrund gestellten Hauptmotive der analysierten Literatur, namentlich Fetische, Körper und Blicke, als „Schauplätze“ begreift, an denen die Verflechtungen der genannten Kategorien konzentriert abgebildet wurden. Die Dissertation gliedert sich nach den Motiven in drei Kapitel, in welchen jeweils zwei Autorinnen im Vordergrund der Analyse stehen.

Afrikanische Fetische wurden von Lene Haase und Margarethe von Eckenbrecher als magische Objekte der AfrikanerInnen verstanden. Indem die Autorinnen beschreiben, wie ihre Protagonistinnen und Ich-Erzählerinnen zum einen afrikanische Fetische sammeln und zum anderen bestimmte europäische Objekte wie etwa Leinen mit fetischistischer Bedeutung aufladen, offenbart sich jedoch, dass der Fetisch in der Kolonialliteratur nicht nur ein religiöses Zeichen von „Naturvölkern“ ist, sondern auch den Versuch darstellt, die eigene europäische Überlegenheit zu symbolisieren beziehungsweise performativ herzustellen. Im zweiten Kapitel zeigt Schneider am Beispiel der Schriften von Ada Cramer und Hanna Christaller, dass die Beschreibungen des Körpers in den Kolonialtexten vor allem rassistische Ängste repräsentierten. Die in der Afrikaliteratur thematisierten Parasiten, Nomaden und Kannibalen repräsentieren die Gefahr für die Grenzen des als abgeschlossen vorgestellten weißen Körpers; eine Vorstellung, die durch das Eindringen der sich bewegenden „Anderen“ letztlich nicht mehr aufrechterhalten werden kann. Auch die Beschreibungen von unkontrollierbaren, fruchtbaren Afrikanerinnen verkündeten, so Schneider, die Gefahr des Untergangs der „weißen Rasse“. Im Kapitel über den Blick als Kartographierung des „unbekannten Landes“ und der „unbekannten Wesen“ zeigt Schneider, wie von den Autorinnen Elise Bake und Lydia Höpker eine Schaulust beschrieben wurde, die auch die Kolonialausstellungen prägte. Der Blick begründete die räumliche und zeitliche Dimension der rassistischen Hierarchie. In der Analyse der drei Motive analysiert Rosa Schneider auf einem hohen theoretischen Reflexionsniveau, wie die Kolonialautorinnen ihr superiores Selbstbild konstruierten und wie sie gleichzeitig die Unsicherheits- und Bedrohungsgefühle zu stabilisieren suchten, die das koloniale Projekt

begleiteten. Die Literaturanalyse gewinnt insbesondere dann an Dichte, wenn Schneider weitere Quellen hinzuzieht, so zum Beispiel bei der Analyse des europäischen Fetischs „Elektrizität“. Die hier besprochenen Werbebilder aus *Kolonie und Heimat*, der Zeitschrift des Kolonialen Frauenbundes, die für die „männlichkeitsverstärkende Wirkung“ von Elektrostößen warben (Schneider, 93–99), lassen erahnen, wie sich die Vorstellungen der Kolonialautorinnen in der Warenwelt widerspiegelten und auch das soziale Handeln bestimmten. An einigen Stellen, insbesondere dort, wo die Autorin die postkolonialen Positionen und Interpretationsangebote dokumentiert, wäre jedoch eine noch engere Verzahnung mit dem Quellenmaterial hilfreich gewesen. So gerinnt die koloniale Frauenliteratur mitunter zur Belegstelle für wohlklingende Namen wie Michel Foucault, Homi K. Bhabha, Anne McClintock und Michail M. Bachtin. Die Stärke dieser Arbeit liegt in der reflektierten Anwendung der postkolonialen Theorie auf das Thema und in einem kritischen Umgang mit den oft ahistorischen Denksystemen, wie zum Beispiel der freudianischen Vorstellung der geschlechtlichen Differenz und ihrer Verortung im kolonialen Kontext („dark continent“). Schneider betont die Permanenz der Kämpfe um die nur vermeintlich klaren Grenzen zwischen Männern und Frauen sowie zwischen weißen und schwarzen Menschen. Jenseits wohlmeinender antirassistischer Anklagen entwirft die Autorin ein komplexes Bild der Wahrnehmungsweisen sowohl von Siedlerinnen als auch von Frauen, die nie in den Kolonien gewesen sind. Sie kann zeigen, dass die im weißen Selbstbild verwurzelten Bezüge über die eindeutig rassistischen und nationalistischen Töne hinausgehen.

Birthe Kundrus' geschichtswissenschaftliche Habilitationsschrift *Moderne Imperialisten*, die 2002 an der Carl von Ossietzky-Universität in Oldenburg angenommen wurde, stellt ebenfalls „Deutsch-Südwestafrika“ in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung. Kundrus versteht ihre Arbeit als einen Beitrag zur „Mentalitäts- und Kulturgeschichte des Kaiserreichs“. Auf der Grundlage der einschlägigen Quellen aus dem Bundesarchiv Berlin und den *National Archives* in Windhoek, Namibia, sowie den zahlreichen Publikationen von „Kolonialräsonnierenden“ – Kolonialbeamten, SchriftstellerInnen, SiedlerInnen und anderen ZeitgenossInnen – zeigt sie, wie die dort präsentierten Vorstellungen über die deutsche Kolonialtätigkeit in Afrika und die unheimlichen wie faszinierenden „Anderen“ die Entwürfe der deutschen Nation widerspiegelten. Darüber hinaus erweitert die Autorin diese Perspektive, indem sie die Imaginationen nicht nur als Stereotypen begreift, sondern sie als identitätsstiftenden Diskurs der weithin bildungsbürgerlichen „Kolonialen“ – „einer Subformation des gebildeten Mittelstandes“ (10) – über sich selbst und ihren Ort im nationalen Projekt versteht.

Die Untersuchung gliedert sich in vier Bereiche, die den Siedlertypus, die Landschaft, die Kulturpolitik und die Diskussionen um „Mischehen“ untersuchen. Darin arbeitet Kundrus überzeugend heraus, dass „Afrika“ der Selbstvergewisserung der bürgerlichen Schichten diene und Gegenbild zu deren Vorstellung von der „schwachen“ deutschen Nation war. Die afrikanische Landschaft wurde zu einem Raum, der persönlichkeits-schaffende Rahmenbedingungen für einen individuellen wie nationalen Entwicklungs- und Reifungsprozess bereithielt, in dessen Verlauf die Verunsicherung, die die Zeitgenossen als Resultat einer rapiden Modernisierung begriffen, abgeworfen werden konnte. „Afrika“ und ganz besonders Deutsch-Südwestafrika wurde zur romantischen Vision einer von

der Metropole abgelösten Lebenswelt, die zugleich Antimoderne und Moderne repräsentierte. Der ideale Siedler sollte, wie zum Beispiel bei Paul Rohrbach, ein bürgerlicher, vermögender und weißer Mann mit einer weißen Gattin sein. Bei anderen AutorInnen stand wiederum der bäuerliche Kleinsiedler im Zentrum der deutschen Aussiedlung. Gemeinsam teilten aber alle die Ablehnung der Industrialisierung und stellten sich Deutsch-Südwest als einen Raum vor, der sowohl moderne Produktionsbedingungen, den „bürgerlichen Wertehimmel“ sowie einige agrarromantische Aspekte beinhalten sollte: „traditionsbewußt, aber auch modern, naturverbunden, aber auch zivilisiert, bürgerlich-kultiviert“ (Kundrus, 103). Einige räsionierten jedoch auch darüber, ob die Kolonie nicht als Auffangbehälter für die „Abfallprodukte“ der modernen Gesellschaft fungieren konnte: Sozialistische Unruhestifter und „hoffnungslose Proletarier“ (Kundrus, 105) sollten nicht mehr in die Gefängnisse, sondern in die Kolonie deportiert werden. Auch tuberkulosekranke Arbeiter könnten in die zu errichtenden Sanatorien in Deutsch-Südwest geschickt werden, um dort im „Heilklima“ Afrikas zu genesen und im Idealfall als Siedler dort zu bleiben. Der Phantasie der Kolonialisten waren keine Grenzen gesetzt, die einzelnen Ideen blieben jedoch immer – auch unter den Anhängern der Kolonialisierung – umstritten. Auch nicht-bürgerliche Schichten interessierten sich für die Kolonien. Zahlreiche Migrationsinteressierte aus den Unterschichten wandten sich an die Kolonialinstitutionen, um ihren Ausreisewillen zu bekunden oder um nähere Informationen zu erlangen. Jedoch zeigen sich in den Briefen eher materielle Verelendung und Arbeitslosigkeit als Movens des Migrationswunsches denn nationalistisches Pioniergehabe. Kundrus hält wie Schneider den Krisendiskurs für symptomatisch für die KolonialanhängerInnen. Die Vorstellungen von Deutsch-Südwestafrika thematisierten die permanente Bedrohung durch das Infragestellen der durch die Weißen gezogenen Grenzen, und damit auch der Selbstbezeichnung und Inszenierung der Nation. Unter dem Schlagwort der „kolonialen Frauenfrage“, die bei genauerer Betrachtung eine „Männerfrage“ war, thematisierte die koloniale Öffentlichkeit bis in den Reichstag hinein die Folgen des weißen Frauenmangels in den Kolonien. Den Siedlern und Soldaten müssten genügend weiße Frauen zur Verfügung stehen, um der immer wieder betonten Gefahr des „going native“ zu entgehen, so die einhellige Meinung der „Kolonialen“. Die Frauen des *Kolonialen Frauenbundes*, die vermehrt für einen weiblichen Einfluss auf die Auswahl und Rekrutierung von geeigneten Frauen plädierten, verbanden diese Forderung mit ihrem Kampf für staatsbürgerliche Gleichstellung.

Kundrus' Untersuchung überzeugt in der sorgfältigen Einordnung der polyphonen Stimmen in den Chor der wilhelminischen Gesellschaft. Dadurch gelingt es ihr überzeugend zu zeigen, dass sich liberale und rechte KolonialanhängerInnen um die Bedeutung der Expansion stritten und dass es sich bei den ‚lautesten Trommlern‘ nicht zwangsläufig um die VertreterInnen der hegemonialen Modelle handelte. Das Beispiel der Kolonie Deutsch-Südwestafrika unterstützt die These von der Pluralität der wilhelminischen Diskurse, die sich nicht auf die Einordnung als antiliberal oder profaschistisch reduzieren lassen. Letztlich ist die sprachliche Umsicht zu betonen, mit der Birthe Kundrus beispielhaft Gebrauch von den Ansätzen der *Post Colonial Studies* macht, ohne aber deren Duk-tus zu repetieren.

Diese sprachlichen und methodischen Differenzierungen prägen auch den von Birthe Kundrus herausgegebenen Sammelband *Phantasiereiche*. Hiermit liegen die Ergebnisse

einer internationalen Tagung von 2001 vor, die die Spannweite der neueren kulturgeschichtlichen Forschung von der Politikgeschichte (Helmut Bley) bis zur Literaturanalyse (John K. Noyes) abstecken. Unterteilt in einleitende Bemerkungen zu methodischen und theoretischen Zugangsweisen, in Analysen der politischen Konzeptionen kolonialer Vorstellungswelten, Verortungen in der Trias „Kultur, Rasse, Geschlecht“, Beiträge zur postkolonialen Zeit und einen Aufsatz über die Schaffung kolonialer „Gedächtnisräume“ vermittelt Straßennamen geben die hier präsentierten Aufsätze einen kritischen Überblick über den Stand der Forschung. Beiträge wie der über koloniale und rassistische Werbung im Kaiserreich von David M. Ciarlo, von Pascal Grosse über die Kolonialmigration zwischen Privatheit und Öffentlichkeit (der damit etwas zu starr an der dualen Einteilung von Jürgen Habermas orientiert ist) oder der über imperiale Infrastruktur von Dirk van Laak zeigen anschaulich, dass das koloniale Manöver ein modernes Projekt war, das sich aus der industrialisierten und bürgerlichen Gesellschaft selbst entwickelte und keinesfalls als deren Gegenentwurf verstanden werden kann.

In Birthe Kundrus' Überlegungen zur (Dis-)Kontinuität der kolonialen „Mischehenverbote“ und der nationalsozialistischen „Nürnberger Gesetze“ wird deutlich, dass die deutschen Kolonien zwar durchaus als ein ‚Laboratorium‘ für rassistisch begründete Eingriffe des Staates in das Heirats- und Liebesverhalten der Bevölkerung verstanden werden können; im Vergleich jedoch mit den Nürnberger Rassegesetzen stechen eher die Unterschiede als die Gemeinsamkeiten heraus, so Kundrus. Nicht ganz überzeugen kann mithin der Beitrag von Christian Rogowski, der den Kolonialrevisionismus nach 1918 und die Inszenierung der Hamburg Kolonialwoche von 1926 behandelt. Seine These, dass die „Kolonialen“ mit ihrer im Wilhelminismus verwurzelten Vereins- und Festkultur in der Weimarer Republik relativ erfolglos waren, weil die Mehrheit der deutschen Bevölkerung eher auf die sich weiter entwickelnde Massenkultur reagierte und sich mit dem ‚alten Stil‘ martialisch-militaristischer Inszenierung nicht mehr rekrutieren ließe, wird von Rogowski mit von ihm diagnostizierten Pathologien der Kolonialanhänger kombiniert. Die Rede vom „kolonialen Entzugsschock“ (243), von den „manischen Energien“ der Kolonialanhänger (243), von den „pathologischen Züge[n]“ (245) und dem „Verlusttrauma“ (245) erhellt den historischen Kontext nur ungenügend. War es doch gerade die Mischung aus Martialität und moderner Propaganda, die in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre zur sukzessiven Konvergenz der kolonialen mit der nationalsozialistischen Bewegung führte und die dann in den 1930er Jahren so überaus „erfolgreich“ wurde.

Auch der von den AfrikanistInnen Marianne Bechhaus-Gerst und Reinhard Klein-Arendt herausgegebene Band über *Die (koloniale) Begegnung* geht auf eine interdisziplinäre Tagung zurück, die 2001 in Bad Godesberg stattgefunden hat. Er fragt nach den Möglichkeiten von Begegnungen zwischen AfrikanerInnen und Deutschen jenseits und diesseits des kolonialen Diskurses. Der Sammelband umfasst zweiundzwanzig Beiträge und wirft damit zahlreiche ‚Spots‘ auf Ereignisse, Erfahrungen und Begegnungen in Deutschland und in den afrikanischen Ländern, die zu den deutschen Kolonien zählten: Namibia, Tansania, Kongo und Kamerun. Das thematische Spektrum umfasst unter anderem biographische Beiträge zu afrikanischen und deutschen Missionaren sowie Beiträge zur Sprachenentwicklung in den Kolonien, zu kriegerischen Auseinandersetzungen, zur Migration, zum Leben von AfrikanerInnen in Europa und zur Kolonialverwaltung. Po-

sitiv sticht vor allem die Integration afrikanischer Perspektiven hervor, die in der deutschen Geschichtswissenschaft zumeist abwesend sind. Die zum Teil sehr detaillierten mikrohistorischen Rekonstruktionen einer bestimmten Situation oder einer Familiengeschichte offenbaren zum einen die notwendige Kontingenz des Begriffs der „Begegnung“, zum anderen wird aber dadurch eine theoretische Begriffsbestimmung unentbehrlich. Einzelne Annäherungen, so zum Beispiel von Adjaï Paulin Oloukpona-Yinnon, Michael Pesek und Kai Schmidt-Soltau, hätten auch in den anderen Beiträgen nutzbringend herangezogen werden können. Die thematischen Sprünge von Ghana nach Kamerun, von Hamburg nach Deutsch-Südwest unterstützen zwar die Überwindung der getrennten Betrachtung von Metropole und Kolonie, aber um den Preis einer eher unsystematischen Darstellung. Das disparate Erscheinungsbild des Bandes wird dadurch verstärkt, dass die Anordnung der Beiträge nicht sachlichen Gesichtspunkten folgt, sondern sie in der alphabetischen Abfolge der AutorInnennamen hintereinander gereiht sind. Insgesamt hätten eine erweiterte Einleitung, eine thematische Gliederung und ein AutorInnenverzeichnis bei einer interdisziplinären und internationalen Sammlung von WissenschaftlerInnen die Orientierung erleichtert und den Eindruck einer reinen additiven Darstellung verhindert.

Die Ergebnisse der neueren Kolonialismusforschung sind eindeutig: Im Verlauf des Kaiserreichs kam es in den kolonialen Trägerschichten zur Ethnisierung der Nation und des Selbstbildes. ‚Deutsch sein‘ bedeutete ‚Weiß sein‘. Die Existenz von schwarzen Deutschen und AfrikanerInnen in Deutschland war infolgedessen massiv gefährdet. Die Erfassungs- und Verfolgungsmaßnahmen der Weimarer Republik kulminierten nach 1933 in den Zwangssterilisierungen afro-deutscher Kinder und Deportationen in nationalsozialistische Konzentrationslager. Die weiterführende Forschung zum deutschen Kolonialismus wird sich notwendigerweise international vergleichend entwickeln müssen, um Fragen nach dem national Spezifischen beantworten zu können und eine teleologische Erklärung zu vermeiden.

*Sandra Mass, Bielefeld*

Karen Hagemann u. Stefanie Schüler-Springorum Hg., **Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege**. Frankfurt a. M.: Campus 2002, 399 S., EUR 46,30, ISBN 3-593-36837-4.

Dieser Sammelband ist das Ergebnis der internationalen Tagung „Geschlechter-Kriege: Militär, Krieg und Geschlechterverhältnisse 1914–1949“, die am 15./16. Oktober 1999 in Berlin durch die Zusammenarbeit des Freiburger *Arbeitskreises Militärgeschichte e. V.* und des Zentrums für *Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung* der TU Berlin stattfand.

Eingerahmt von einer Einleitung Karen Hagemanns über die wechselnden Beziehungen zwischen „Heimat“ und „Front“, einem theoretisch ausgerichteten Artikel von Ruth Seifert über die Bedeutung der kulturellen Konstruktionen von Identität, Militär und Geschlecht und einer Auswahlbibliografie zu Militär, Krieg und Geschlechterverhältnissen im